

## Sinnvolle Arbeit für alle

Ueli Mäder, Soziologe

Arbeit ist das, was Menschen tun, um ihre Existenz zu sichern – für oder ohne Lohn. Arbeit ist nötig und wichtig. Sie wird aber auch für eigene Profite vereinnahmt, entwertet und überhöht. Davon zeugen frappante Ungleichheiten. So etwa zwischen der Erwerbs- und Hausarbeit sowie zwischen Arbeit und Geld.

### 1. Erwerbs- und Hausarbeit

Ein Teil der Arbeit ist entlohnt, ein anderer nicht. In der Schweiz verrichten Menschen jährlich rund 8 Milliarden Stunden bezahlte Arbeit und 9 Milliarden Stunden unbezahlte Arbeit. Im Vordergrund steht jedoch meistens die bezahlte Erwerbsarbeit. Das Brutto-Inland-Produkt (BIP) erfasst nur sie.

Eine angestellte Sozialpädagogin oder Reinigungskraft erhöht so mit ihrem Einkommen den gesellschaftlichen Reichtum. Das ändert sich, wenn sie (heiratet und) privat putzt und Kinder betreut. Dann leistet sie zwar gleichwohl nützliche Arbeit, ohne jedoch, wie es scheint, den gesellschaftlichen Reichtum anzuheben. Es sei denn, sie fahre ihr Auto zu Schrott und kaufe ein neues. Dann erhöht sich wiederum das BIP. So ungleich werden Lohn- und Hausarbeit bewertet. Und die Diskrepanz zurt auch patriarchalische Geschlechtmuster fest.

### 2. Arbeit und Geld

Ebenfalls ungleich ist das Verhältnis von Arbeit und Kapital. Nach dem Zweiten Weltkrieg verbesserten breite Bevölkerungskreise ihre materielle Lebenslage. Erwerbszeiten verkürzten sich und die Einkommen legten zu. Arbeit und Kapital sollten möglichst gleichwertig sein. Das befanden politisch Liberale, christlich und demokratisch Soziale. Das Verständnis veränderte sich mit dem wirtschafts-liberalen Paradigmenwechsel der 1980er-Jahre (Thatcher/Reagan). Wie wertvoll die Arbeit ist, scheint seither vor allem der Markt zu bestimmen. Das wirtschafts-liberale Credo sieht dabei gläubig über kapitalkräftige Kartelle hinweg, die Arbeit, Einkommen und Preise auch machtprengt nach weiteren Kriterien bewerten.

So nahm denn der Einfluss des Geldes erheblich zu. Das Kapital scheint wertvoller zu sein als die Arbeit. Zudem stieg die Kluft zwischen den oberen und unteren Löhnen. Und eine halbe Million Berufstätige verdienen, auf Vollzeitstellen berechnet, weniger als 4'500 Franken. Noch krasser sind die Gegensätze bei den Vermögen. Wenige haben viel. Und viele haben wenig. Ein Viertel der privaten Steuerpflichtigen hat überhaupt kein Nettovermögen. Ihr Mangel an Reserven hat üble Folgen. Zum Beispiel bei nicht versicherten Unfällen. Und je tiefer die Einkommen, desto höher sind ohnehin gesundheitliche Beeinträchtigungen. Familien mit niedrigen Einkommen müssen zudem ihren Erwerbsgrad ständig ausweiten, um ihre Existenz zu sichern. Das bringt viel Stress mit sich. Betroffene Kinder verlieren an Selbstwert, entwickeln Schulschwächen und das beeinträchtigt auch berufliche Perspektiven.

Der geldgetriebene Drive orientiert sich an kurzfristiger Nützlichkeit und Rendite. Er forciert die Rivalität, ökonomisiert unsere Gesellschaft und orientiert sich am Motto: Je schneller, desto besser. Und: genug ist nie genug. Dabei geht Lebensqualität verloren. Und der soziale Zusammenhalt leidet. Ebenso die Umwelt. Wir wälzen hier Lasten auf kommenden Generationen und auf eh schon benachteiligte Regionen ab. Das ist keine Lösung und keine schöne Perspektive. Wir müssen das kapitalistische Wachstum mit einer sozialen Ökonomie überwinden, an erfreuliche politische Freiheiten anknüpfen und demokratische Errungenschaften ausweiten.

### 3. Haben oder Sein?

„Haben oder Sein?“ fragte Psychoanalytiker Erich Fromm in seinem gleichnamigen Buch (*DVA, München 1976*). „Haben“ steht für das Streben nach immer mehr Besitz, „Sein“ für ein schöpferisches Tun. Gier und Kriege gehören zum Haben, Solidarität und Friede zum Sein. Fromm typisierte so verschiedene Existenzweisen und einen dominanten „Marketing-Charakter“.

Wir müssen stets Erfolg haben, wie Rädchen funktionieren, konsumieren, unsere Verkäuflichkeit steigern und verkommen so, entfremdet, selbst zur Ware. Wir produzieren mit, was sich gegen uns selbst richtet. Die Konformität verlangt ständige Flexibilität, Rivalität und materielle Güter. Aber, fragte Fromm: „Wer bin ich, wenn ich bin, was ich habe?“ (*Dazu: Ueli Mäder, Roger de Weck, Jürgen Hardeck, Haben oder Sein: Leben statt Profit! Zeuys Books, Neuhofen 2022*)

### 4. Solidarisches Miteinander

Eine lebendige Gesellschaft demokratisiert Wirtschaft und Gesellschaft. Sie rüstet ab und fragt, was wirklich sinnvoll ist. Sie baut auf Menschen, die teilen, sich selbst und andere achten, die Natur respektieren und Freiheiten sozial verträglich verwirklichen. Im Sinne eines solidarischen Miteinanders. Global und regional: mit fairem Austausch, aufgeklärter Produktion und Respekt für den Wert sinnvoller Arbeit – für alle.

Ja, werten wir die Care-Arbeit auf. Verteilen wir Haus- und Erwerbsarbeit auf alle Erwachsenen, die dazu in der Lage sind. Dies möglichst ausgewogen und Geschlechter übergreifend. Heben wir die unteren Löhne an, beschränken wir die oberen. Von mir aus im Verhältnis eins zu zwei. Wir könnten uns auch darauf verständigen, dass eine Stunde Arbeit eine Stunde Arbeit ist, unabhängig vom Output. Arbeit und soziale Absicherung müssen jedenfalls existenzsichernd sein. (Wie schon das biblische Gleichnis vom Weinberg besagt.)

Personalintensiver gestaltet, liessen sich zudem etliche Arbeiten ökologischer verrichten. Eine umweltgerechte Landwirtschaft benötigt beispielsweise mehr Beschäftigung. Hilfreich wäre dabei ein Recht auf sinnvolle Arbeit, die keinen Ramsch erzeugt und auf Plastik-Schnick-Schnack verzichtet. Weniger Konsumquantität bedeutet oft mehr Lebensqualität, vor allem für (uns) Privilegierte.

Alles Gute!